

Otto Brahm

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXII. Jahrgang 1926, 1. Band

Zum 70. Geburtstag am 5. Februar 1926

Eins ist sicher: wenn Otto Brahm heute noch lebte, wäre er nicht mehr Theaterdirektor, sondern als Schriftsteller von Konstitution längst zu seinem Schreibtisch zurückgekehrt. Als ich ihn einmal von seiner Wohnung zum Lessing-Theater begleitete, seufzte er beim Abschied: Sie können sich gar nicht denken, welche Überwindung mich diese eine Stufe zu meinem Kunsttempel täglich kostet. Brahm wird heute als Heiliger unsrer Theatergeschichte verehrt, seine Aureole wird täglich neu vergoldet, aber den Lebenden hat sie auch ein schönes Martyrium gekostet. Als Brahm, um bald zu sterben, sein Theater an Barnowsky abtrat, war seine Epoche vorüber. Grade ein Theaterdirektor macht nur ein Mal Epoche, hinterher kann er höchstens noch Geschäfte machen. Und auch die waren nicht mehr überwältigend. Mit dem wachsenden Naturalismus war Brahm groß geworden; er hat ihn mit Treue und Größe, er hat ihn schließlich zu Tode gepflegt. Allein von dem, was er übersehen oder unterlassen hatte, fiel eine reiche Erbschaft an Max Reinhardt, der Wedekind und Strindberg, Wilde und Shaw spielte, und der bei seinen nicht ganz vorsichtigen Bewunderern den Irrtum erweckte, als ob er außer Musik und Malerei, Tanz und Architektur und allen Schwesterkünsten des Theaters auch die Literatur an sich ermutigen wollte. Otto Brahm hat das Theater als einen Dienst angesehen; bevor er den Schlafrock anzog, stand er im Harnisch für die Dichter, mit denen er groß geworden, mit denen er aus derselben Wurzel aufgewachsen war. Als die Romantiker, die Symbolisten – die Vorläufer des Expressionismus – von allen Bäumen neue Lieder piffen, verlangten wir, daß er sein Erdreich wechselte, der seiner Natur nach an seinem Platz verdorren mußte, bevor er sich umpflanzen ließ. Heute, da unsre Theaterkultur nach einer Blütezeit von über dreißig Jahren nur noch aus ererbten Ansprüchen zu, bestehen scheint, aus neuen noch nicht wieder recht entstehen kann, müssen wir uns das ehrwürdige. Bild eines überzeugten, eines Getreuen, eines klar Tätigen immer wieder vorstellen, wenn wir uns einbilden wollen, daß die erschütterte Institution je wieder zu einem Gewissen, zu einer reinen Gemütskraft gelangen kann.

Ich verwahre einige tausend Briefe von Otto Brahm, die in ihrer dichten Reihe mit dem Jahre 1902 anfangen, also zu einer Zeit, da seine Alleinherrschaft ihrem Ende zuzuging, da er von Reinhardt in eine Verteidigungsstellung gedrängt und auch sonst von ausschwärmenden Kritikern beunruhigt wurde. Diese vielen Briefe mit den vertraulichsten Bekenntnissen über Großes und Kleines, nicht zuletzt über ‚die Sorgen eines Theaterdirektors, sind an eine Frau gerichtet. Wer Brahm nicht gekannt hat, und er blieb im Menschlichen lange verkannt, wird etwas erstaunt sein, den Verschlussenen, den anscheinend gemütskargen, zu mephistophelischen Abkühlungen aufgelegten Ironiker, in der Rolle des Liebhabers zu finden. Was er an Zärtlichkeit besaß, war vordem an junge Menschen gegangen, war nicht ohne Mißbrauch empfangen, nicht ohne Irrtum ausgelegt worden. Nachdem dieser Romeo, wie er selbst in seinen Briefen scherzt, um eine Rosalinde geflattert war, fand er mit sechsundvierzig Jahren die Richtige, also in einem Alter, wo der reife Mann das letzte Aufgebot eines großen Gefühls kommandieren kann. Das Alter, um den Tristan zu schreiben. Brahm fand die richtige Frau von Anmut, von Güte, von schönem Ernst, er fand ein Wesen, das ihm seinen Wert bestätigte, das sein Selbstvertrauen, auch gegen frühere Zweifel, wieder herstellte. Daß der herbe, zum Kritiker geborene, gern angreifende, auch verletzende Mann im Alter immer jünger, wämer, gütiger wurde, haben seine Freunde wohl bemerkt. Daß er es zu einem still übermütigen, seine Jugend nachholenden Glück brachte, zu einer Stimmung, die in überschwänglicher Gläubigkeit aus einer Frau, einer Mutter ein neues, ein mädchenhaftes Wesen machte, sagen uns diese Briefe.

Während einer kurzen Unterbrechung der Ferien verbringt dieser_Briefschreiber einige Tage des Inkognitos in Berlin, es reizt ihn, sich in einem Cafe des Kurfürstendamms an einen runden Tisch zu setzen, um seiner Freundin zu schreiben, und eine seit der Studentenzeit nicht mehr geübte „fliegende Schriftstellerei“ zu treiben. Ein großer Kritiker - Brahm nennt alle Kritiker groß - flitzt an diesem Sommernachmittag auf seinem Rade vorüber. Der macht ein ironisches Gesicht und denkt: Ei, Herr Theaterdirektor, haben Sie denn kein Büro mehr? Wie wenig kennen sich die Menschen, besonders wenn sie sie mumiengleich in lauter sachliche Beziehungen eingewickelt haben!. Als Brahm die ‚Monna Vanna‘ aufführte, sagte ich mir und auch ihm: Aha, ‚das Kassenstück, nachdem er sich um den Romantiker Maeterlinck wenig gekümmert hat! Brahm verteidigte die knifflige Konstruktion des Dramas gegen mich mit einer Wärme, die mir etwas künstlich schien. Auch Theaterdirektoren haben ihre Schicksale. Von diesem allersachlichsten war das Stück ohne Besinnung angenommen worden, weil er für die Frau im Mantel schwärmte, die sich erst in der Liebe findet und in plötzlicher Selbstentdeckung von

ihrem Gatten getrennt fühlt. So heißt es in den Briefen.

Das zarte Bündnis begann, als der Boden zum ersten Mal unter dem Theaterdirektor wankte. Paul Lindau war im Begriff, ihm das Deutsche Theater abzunehmen, weil seine Leichtherzigkeit auf eine Bedingung von L'Arronge eingehen konnte, die Brahms unverwischbare Sauberkeit, die seine unverrückbare Gradheit nicht zugestehen wollte. Sollte er wieder Theater machen, oder sollte er unter verminderten Lebensansprüchen an seinen Schreibtisch zurückkehren? Diese Sehn-sucht verläßt keinen Schriftsteller; es waren Alphornklänge für Otto Brahm, wenn sich einer nach seinen literarischen Arbeiten und gar nach der Vollendung seiner Schiller-Biographie erkundigte. Der Theaterdirektor ist alles Mögliche, ist Künst-ler, Organisator, Geschäftsmann, Diplomat und Menschenhändler. Aber trotz allen verzweigten Beziehungen zum Menschlichen, zum kaum noch Menschlichen – wer lange nichts als Theater macht, lebt schließlich auf einer vegetationslosen Insel. Der große Theaterdirektor, den man mindestens auf Gastreisen – auch Brahm verzeich-net das nicht ungern – noch den Napoleon, den Moltke der Bühne nennt, stellt nach zehn Jahren großer Theaterarbeit bei sich einen Zustand der Verdummung fest und die alte Sehnsucht nach ausschließlich literarischer Betätigung. „Danach habe ich mich oft gesehnt, und Dir würde ich mehr sein können, wenn diese Sehnsucht sich erfüllte.“ Aber wenn die Frau nicht bei ihm sein kann, so würde er grade die Stille einer rein literarischen Existenz nicht mehr ertragen und sich durch die bunte Zerstreuung neuer Direktionsführung betäuben müssen. Wir wollen das nicht ganz wörtlich nehmen. Wer zu regieren gewöhnt ist, steigt vom Thron herunter wie ins Grab, sagt Margarete von Parma, und so auch von dem des Theaterdirektors. Da er sich schon mit Rücktrittsgedanken trägt, erklärt „Freund Gerhart“, daß er dann selbst der guten Sache wegen das Theater führen müßte. Der Bien muß also – Brahms Lieblingswort –, schon um die wertvolle Kraft des Dichters vor diesem Nonsens zu bewahren. Brahm übernimmt das Lessing-Theater, und statt Paul Lindaus, der nach einem halben Jahr fröhlich abgewirtschaftet hat, wird gar Max Reinhardt sein Nachbar in dem ihm abgekämpften Deutschen Theater.

Kann ich Poeten aus der Erde stampfen, wächst mir ein Hauptmann auf der flachen Hand? So beginnt eine Elegie. Dieselben Kritiker, die sich gegen die Hauptmann-Epoche genügend gesträubt haben, fordern, da sie vorüber sei, sofort lieferbar "das ganz große Drama". Einer ließe sich schon mit der Wiederbelebung der Klassiker abfinden. „Genau das Selbe habe ich vor ungefähr zwölf Jahren in der ‚Nation‘ empfohlen und habe ‚Kabale und Liebe‘ danach inszeniert, unter Hohn und

Ulk. Heute ist es die neueste Weisheit des ‚Tages‘. Siehst Du Schatzi, das kommt davon, wenn man seiner neuesten Zeit voraus ist. Immer hübsch Schritt halten, das ist die Hauptsache.“ Heute allerdings wäre Brahm überrundet; er hat Hamlet im Frack nicht vorausgesehen, nicht Franz Moor, der Zigaretten raucht, nicht die mit Jazzband bevorstehende Hexenküche.

Ich werde vielleicht keinen von diesen tausend Briefen im Ganzen veröffentlichen, so ehrenvoll sie für diesen Vertrauenden und diese Vertraute auch sein mögen. Es sind da auch Auslassungen oder kleine Enthüllungen des ehemals so angriffslustigen Kritikers, die manchem lebenden, noch allzu lebendigen Zeitgenossen das Fell abziehen könnten. Aber die Weisheit eines großen Theaterregenten hat in diese Bekenntnisse von zehn Jahren viele goldene Worte eingestreut, von denen ich ab und zu seinen mitleidswürdigen Kollegen von heute zum Trost, unsern allzu unerbittlichen Kassierern der idealen Forderung zur Begünstigung austeilen möchte. Wenn Brahm in eine Gesellschaft ging, hatte er das Privileg, sich trotz begonnenem Abendessen von seinem Büro anrufen zu lassen. In den letzten Jahren fragten wir, auch mit der Ziffer vertraut, teilnehmend und bedeutend: 24? Wenn dieser Etat nicht erreicht war, pflegte unser Freund eine Prise Natron mehr zu nehmen und dafür weniger von den „guten Sachen“, wie sein Meister Ibsen sagt. In einem Ferienbrief aus dem sehr geschätzten Helgoland wird das Problem aller Probleme eines Theaterdirektors sehr rund umfaßt: „Und dann, was die Hauptsache ist: leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge! Ich führe gewiß lieber feine Stücke auf als grobe – aber 2.200 Mark täglich einnehmen, ja, das ist schwer! Die liebe Jugend begehrt lauter Luxusartikel, aber der gute Vater muß auch für den Hausgebrauch sorgen; alle Tage die teuern Sachen tragen, das geht halt nicht. Und dieses ist der Konflikt eben, der sich zu einem tragischen und tödlichen steigern kann, an dem man sich zerreibt, wenn man nicht die Kraft hat, der lieben Eitelkeit Herr zu werden, die einen treiben möchte, sich immer nur in Feiertagskleidern zu zeigen!“

Immerhin hat Brahm die modernen Regisseure nicht vorausgesehen, die alten und neuen Dichtern die noch viel kostspieliger gewordenen Feiertagskleider ihrer Regie anziehen, wozu oft auch Festmusik gemacht wird. Was würden wir Brahm geschenkt haben, wenn er an diesem 5. Februar, versteht sich: als Schriftsteller, seinen siebzigsten Geburtstag unter uns gefeiert hätte? Ich denke, wir hätten aus vielen umständlich komischen Verhüllungen ein Ding ausgepackt, das einmal Naturalismus hieß, und für das heute auf verschämte Weise ein neuer Name gesucht wird. Und der hochgeehrte Jubilar hätte uns mit dem berühmten Lächeln gedankt, das er

mit einem kleinen Schlag auf die Backe abzuklopfen pflegte, wenn es allzu breit werden wollte. Die Welt ist ja trotz Krieg und allen möglichen Verbrechen der Menschen an der Menschheit sehr lustig, sehr fähig des Vergnügens geworden. Aber mir scheint, daß auch den alten Leuten diese Art Lächeln verloren gegangen ist – dieses Lächeln der Weisheit, das die Torheit willkommen heißt.